

Alfred de Claparède

Autor(en): **A.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

erheben sich die Gebirge Albaniens, des ehemaligen Epirus, stellenweise fast unvermittelt vom Meeresufer zu bedeutenden Höhen ansteigend. Links, auf dem Bilde nicht mehr sichtbar, verläuft ein gerader Höhenzug nach Norden, auf dessen baumbedecktem Rücken zahlreiche Gehöfte sichtbar werden. Da und dort überragt eine Palme das Buschwerk und den Hänge und Tälichen überziehenden Olivenwald.

Die Olivenhaine Korfus präzentieren sich wesentlich anders als die sorgfältig gepflegten Kulturen gleichen Zweckes in andern Mittelmeergegenden. Das mag vor allem darin seinen Grund haben, daß man die Bäume, die hier Waldbestände bilden, freier wachsen läßt, ferner im höhern Durchschnittsalter der einzelnen Bäume. Nur zur Erntezeit verspürt hier der Delbaum die Hand des Menschen.

Die ausgedehnten, aber, einzeln besehen, magern Baumkronen ruhen auf knorrigen, wunderbar verkrüppelten, in ein rissiges Rindengewand gekleideten Stämmen und beschatten einen feuchten, mit Farren bewachsenen Boden. In den Lichtungen herrscht der Graswuchs vor, und dort fallen überall zerstreute, aus langen, spitzen Blättern gebildete Pflanzenbüsche auf. Sie gehören der klassischen Asphodelospflanze an. Asphodelos heißt bekanntlich ein auf steifem, blattlosem Stengel meist weißlich blühendes Gewächs mit büscheligem Wurzelstock, das in gewissen Mittelmeergegenden, und nur da, auf Wiesen vorkommt. Asphodeloswiesen haben in den Vorstellungen, die sich die alten Griechen von der Unterwelt machten, eine große Rolle gespielt.

Das Kloster S. Theodoros, das in der andern der beiden Zeichnungen sich bietet, liegt einige Kilometer südlich der Hauptstadt, am Anfang der Halbinsel Analipsis. In seiner nächsten Umgebung wurden Mauerreste der alten Stadt Korfyra bloßgelegt. Das einst prächtige Korfyra, von dem heute fast nichts mehr existiert, wurde 734 v. Chr. von den Korinthern gegründet und dehnte sich zu seiner Blütezeit von Küste zu Küste quer über die Halbinsel Analipsis aus. Sein Hafenuartier lag an der seither durch Verschlammung seicht gewordenen Lagune von Kalikópolo, deren Eingang von der kleinen Cypresseninsel Pontikonisi bewacht wird. Doch kehren wir zurück zu unserm Kloster.

Von ernsten, düstern Cypressen umgeben, steht es außerhalb der Vorstadt Kastrades einsam im feuchten Wiesenrund. An ihm fällt dem Fremden, der vor kurzem erst den Boden Korfus betreten, die sogenannte „Glockenwand“ besonders auf. Die Glockenwände, oben in einem etwas barocken Ornament

endigend, treten hierzulande an die Stelle der Campanili Italiens, sind aber immer mit dem Hauptgebäude verbunden und eigenartig genug, um bei ihrem häufigen Vorkommen der Landschaft ein charakteristisches Gepräge zu geben.

Mit vorstehenden Zeilen ist die eingangs fundgegebene Absicht erfüllt, in dem Maß, wie es eben der zur Verfügung stehende Raum gestattet; doch darf vielleicht zum Schlusse noch angedeutet werden, daß die an Natur Schönheiten so reiche Insel auch in bezug auf Sitten und Gebräuche viel Interessantes bietet.

Im Ostern, das heißt an den diesem Feste folgenden Sonntagen jedes Jahres, ist dem Ausländer in seltener Weise Gelegenheit geboten, einen Blick in des dortigen Volkes Augen und Seele zu tun. Nur an diesen Tagen wird auf dem Dorfplatz bestimmter Ortschaften, zum Beispiel Belleka an der Westküste, und Gasturi an der Ostküste, nachmittags der „Choros“ veranstaltet. „Choros“ heißt der Nationaltanz. Eine „Kolonne zu Zweien“, von der Ortseinwohnerschaft gebildet, bezeugt sich bei den Klängen einer Geige anfangs lautlos im Kreise, und zwar so, daß je nach einer Anzahl Schritte vorwärts einige Schritte rückwärts gemacht werden. An der Spitze trippelt der Geiger als Vortänzer, das Gesicht dem nachfolgenden und die Schritte nachmachenden Zug zugewandt. Dann folgen die Männer, und endlich das schöne Geschlecht, die Frauen und Jungfrauen, der bei weitem stärkste Teil des vor- und rückwärts wehenden Zuges. An ihrer Spitze schreiten würdevoll vier Frauen, die sich um Ostern verheiratet haben. Ihr Blick ist nach innen gesenkt gegen die Mitte des Plases, den man sich klein und von Häusern umgeben vorzustellen hat. Kopfschmuck, Kleidung und Schmuck dieser Ehrenfrauen zu beschreiben, würde zu weit führen; dagegen muß gesagt werden, daß der weibliche Teil des Zuges, mit Bezug auf Raffinesse, Tüchtigkeit, wie auch auf Schönheit im allgemeinen, zuweilen hervorragende Typen enthält. — Alles folgt genau dem Takt der Musik und dem Vorbild des Fiedlers. Die kleinen Mädchen gehen an der Seite ihrer Mütter außerhalb des Zuges und sind jeweilen mit ihnen durch ein zusammengebrochtes, farbiges Taschentuch verbunden. Wie niedlich sind diese seitlichen Anhänge des Zuges! Welcher tiefere Sinn, so fragt man sich, mag solch altem, sympathischem Brauch innewohnen? — Der Schluß des „Choros“ ist nicht immer so harmlos wie der Anfang; denn der so ansprechende Reigen löst sich manchmal in einer argen Schlägerei auf. Dann aber empfiehlt es sich für den Fremden, der Neugier Halt zu gebieten und den Heimweg nach der Stadt ohne Säumen anzutreten. H. B.

Alfred de Claparède.

Mit Bildnis.

Zum Gesandten der Eidgenossenschaft beim Deutschen Reich ist der bisherige Vertreter unseres Landes am österreichischen Hof Dr. iur. Alfred de Claparède ernannt worden. Daß wir der Männer nicht viele zählen, die sich für so verantwortungsvolle Posten eignen, zeigten die Schwierigkeiten, die sich dem Bundesrat nach dem Tod des unvergesslichen Dr. Arnold Roth bei der Neubesetzung des Berliner Gesandtschaftspostens entgegenstellten haben. Um so erfreulicher ist die Wahl des Herrn Claparède, der eigentlich als ein „alter Berliner“ in die deutsche Reichshauptstadt an der Spree zurückkehrt. Der Gewählte, 1842 in Genf geboren, hat nämlich seine juristischen Studien in Berlin vollendet, dort 1865 den Doktorhut errungen und wiederum in Berlin die ganze diplomatische Karriere als Attaché und Legationsrat durchgemacht, teilweise auch als Gesandtschaftsvertreter, an Stelle des in den Bundesrat gewählten Oberst Hammer aus Solothurn. Später kam Claparède nach Wien, dann wieder nach Berlin und schließlich nach Washington,

bis er 1894 den Gesandtschaftsposten in Wien übernehmen mußte. Dem sei noch beigefügt, daß der Gewählte eine Berlinerin zur Frau hat und in maßgebenden Kreisen persona gratissima ist.

Den Genfern ist das diplomatische Talent etwas angeboren, und es hat auch Alfred de Claparède überall in seinen verantwortungsvollen Posten seinen Mann in hervorragender Weise gestellt, sodas das Schweizer Volk mit vollem Vertrauen auf dessen neue Tätigkeit wird blicken können. Die Unterhandlungen für den schweizerisch-deutschen Handelsvertrag werden geeignet sein, seine Tüchtigkeit bald genug schon auf die Probe zu stellen. Aus der sympathischen Figur des neuen Vertreters der Eidgenossenschaft beim Deutschen Reich spricht ebensosehr die weltmännische Art und der klare Blick wie der lebenswürdige Mensch, als welcher Alfred de Claparède gleich seinem betrauten Vorgänger sich auch in die Herzen der Schweizer, die im Ausland mit ihm zu verkehren haben, einleben wird. H. B.

Richard Wagner und die Schweiz.

Nachdruck verboten

Wie steht es um die schöne Schweiz? Sind die Seen noch so lichtgrün und blau? Und die Gebirge mit den Schneefeltern? — Kinder, Ihr habt Euch doch ein schönes Land erwählt, und manchmal kommt mir recht die Sehnsucht nach ihm an. Ich hoffe einmal einst dort zu sterben! Im ganzen ist mir's,

als ob ich doch dort oft ruhiger war, als ich es jetzt bin. So eine Schweizergegend hat wirklich etwas Beruhigendes! — So schreibt Richard Wagner am 28. Juni 1863 aus Penzing bei Wien an Mathilde Wesendonk, seine „Folde“, die noch auf dem „Grünen Hügel“ in Enge bei Zürich ihr Heim hatte,